Millicent Akoth Oloo

Säule der Hoffnung

Wie ich mich gegen Missbrauch,
Armut und Rassismus behauptete

löwenstern verlag

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über dnb.dnb.de abrufbar.

Umschlaggestaltung: Renate Wettach unter Verwendung einer KI-erzeugten Grafik.

ISBN 978-3-98864-147-2 (Print Softcover)
E-ISBN 978-3-98864-148-9 (ePUB)

© LöwenStern Verlag Renate Wettach
Frankfurt am Main 2026, 1. Auflage
Der Originaltitel der englischen Ausgabe lautet: A Pillar of Hope, erschienen bei Longhorn Publishers PLC Kenya.

Gedruckt auf alterungsbeständigem, säurefreiem Papier.
Druck: CPI Druckdienstleistungen GmbH, Ferdinand-Jühlke-Straße 7, 99095 Erfurt

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck und Verwendung, auch auszugsweise, nur mit ausdrücklicher Genehmigung des LöwenStern Verlags.
Verlag, Redaktion, Lektorat, Korrektorat, Herstellung, Design & Layout:
Renate Wettach, LöwenStern Verlag
E-Mail: geschaeftsfuehrung@loewenstern-verlag.de
www.loewenstern-verlag.de

Inhaltsverzeichnis

Vorwort **11**

1__Meine frühen Jahre **13**
Böse Stiefmutter 15
Bitterste Armut 16
Sexueller Missbrauch in Songhor 17
Nyadhi Primary School 18
Clarice Akinyi und Margaret Aluoch 18
Hausmädchen 19
Pastor David Oloo 20

2__Nairobi, die Stadt der Träume **21**
Kartonstadt 21
Fliegende Toiletten 22
Beleidigungen für einen Hungerlohn 22
Ein Job im Imbiss 22
Haushälterin 23
Kariobangi! 24
Das Leben nach dem Imbiss 25

3__Mombasa Raha **26**
Barmherzige Samariter 26
Zu schön, um wahr zu sein 27

4__Bye Bye Kenia **28**
Zweifel können helfen 29
Mein erster Flug 30

5__Düsseldorf **33**
Eine Fahrt im Schnee 34
Eine neue Adresse in Deutschland 35

6__Kulturschock **35**

7__Meine zwei Wochen als Touristin **38**

Ein anderer Tim 39
Körperliche Gewalt 40

8__Aufregende Zeiten in Köln 42
Kölle alaaf 45
Noch mehr Kulturschock 46
Wenn die Katze aus dem Haus ist … 46

9__Eine verrückte Affäre 47
Liebe auf den ersten Blick 48
Im siebten Himmel 49
Romantik 51
Die Abschiebung im Nacken 51
Schönwetterfreundinnen 52

10__Knapp am Tod vorbei 53
Glänzend weißes Kaninchen 55
Judas 58

11__Schöne Zeiten in Düsseldorf 59
Auf der Flucht 60
Zusammenleben 61
Hüterin meiner Schwester 61
Ärger mit der Polizei 62

12__Zurück und neu anfangen 64

13__Endlich ein Ring 65
Arbeitserlaubnis! 66
Nichts für schwache Nerven 67
Hoffnung 67
Ein Rundgang durch die Bank 67

14__Häusliche Gewalt 68
Hilfe von Kolleginnen 69
Eine eigene Wohnung 69
Drohungen 70

15__Positiv: Eine Frage von Leben und Tod 71
Glaube und Hoffnung 71

16__Erfahrungen in Köln, die mein Leben veränderten 75
Ausländerin mit Maske 76
Frauenärztin 77
Koloskopie 78
Die erste Operation 78
Gedemütigt und voller Schmerzen 80
Eileiter 81
Endlich zu Hause 82

17__Eine Einwanderin mit einem Stalker 82
Die Polizei kommt vorbei 83
Ein rein ehelicher Besuch 83
Eine Zwickmühle beim Anwalt 84
Die Mutter des Botschafters 84

18__Ein Besuch im Saarland 85
Ich lerne Klaus kennen 86
Ein Polizist 86
Ein neuer Verehrer 87

19__Wieder in der Uniklinik 87
Nicht weniger Mensch 88

20__Klaus und ich 89
Ein guter Arzt 91

21__Raus mit der Wahrheit 92
Reingelegt 93
Wieder auf der Flucht 94

22__Umzug ins Saarland 94
Bitte erheben Sie sich! 96
Meine Aussage 96
Klaus lernt meine Familie kennen 98
Der Segen meines Vaters 99
Die Uhr tickt 100
Kleine Träume einer Putzfrau 101
Ich zeige eine Sklaventreiberin an 102
Eine neue Stelle 102

23__Der Tod meines Vaters.....103
Die schlimme Nachricht 104
Ich konnte es nicht glauben.....104
24__Hektische Tage der Trauer.....105
Warten 107
25__Heimweh.....110
Die Fahrt nach Nyadhi.....111
26__Eine traurige Rückkehr nach Nyadhi.....115
27__Die traurige Endgültigkeit des Todes 118
Wir holen meinen Vater aus der Leichenhalle.....119
Wir begraben meinen Vater.....120
Zurück nach Deutschland.....126
28__Zurück im deutschen Alltag.....129
Ich raffe mich auf.....130
Ich suche einen Ausbildungsplatz 130
Herr Wahl.....132
Ich suche die Schule 133
Der erste Tag.....134
Hürden in der Schule.....136
Hilfe im Deutschunterricht.....137
Noch eine Freundin 137
Zwischendurch arbeiten 138
Gedemütigt.....138
Ein neues Halbjahr.....139
Meine Aufgaben im Betrieb.....139
Deutsche Schüler, wohlgemerkt!.....140
29__Ein Gebet für meine Schwester Clarice 140
Zwischenprüfungen.....142
Der Tod meiner Schwester 144
30__Trauer um meine Schwester 144
Die Abschlussprüfung 147
Blackout.....147

Licht am Ende des Tunnels ... 148
Eine großartige Nachricht ... 149
Fast berühmt ... 149
Die Stellensuche ... 151

31__Ärger, eine neue Stelle und noch mehr Ärger ... 153
Wegen meiner Hautfarbe ... 153
Eine neue Stelle in Neunkirchen ... 155
Mein Geburtstag ... 155
Ein Treffen mit Adam ... 156
Untreue als Flucht ... 157
Depression ... 158
Die Schwiegermutter auf dem Kriegspfad ... 158

32__Ich verlasse Klaus ... 160
Der Auszug ... 161
Wieder ohne Zuhause und auf der Flucht ... 162

33__Ich arbeite bei den Amerikanern ... 162
Wieder Kontakt zu Adam ... 163
Endlich eine bessere Stelle ... 164
Der Aufstieg ... 165

34__In guten wie in schlechten Zeiten ... 166
„Warum bist du noch verheiratet?" ... 166
Beim Frauenarzt ... 168
Meine dritte Operation ... 168
„Warum bin ich noch verheiratet?" ... 169
Die Pandemie und ich ... 170
Endlich geschieden ... 172

35__Das Leben eines Soldaten ... 172
Adams Geschichte ... 177

36__Die Vermieterin aus der Hölle ... 177
Der Unfall an der Treppe ... 179
Viel Lärm um einen Kratzer ... 180

37__Ich kaufe ein Haus ... 181

Ein mieser Makler 182
Das Traumhaus am See 182
Die Bank 183
„Sie können sich dieses Haus nicht leisten“ 183
Eine Sicherheit 184
Die Mühen eines Hauskaufs 184
Keine Kaution zurück 186
Endlich ein Mieter 186

38__Ich bin noch nicht fertig 186

Danksagung 188

Autorenprofil Millicent Akoth Oloo 191

Anhang: Fotos 192

Vorwort

Millicent Akoth Oloo ist noch kein Jahr alt, als ihre Mutter stirbt. Mit vier Jahren wird sie vom Ehemann ihrer Tante missbraucht, immer wieder, in den Zuckerrohrfeldern hinter dem Haus. Als junge Frau schläft sie in Nairobi, zusammen mit sieben anderen Mädchen, in einem Zimmer aus Pappe. Läuft der Abwassergraben vor der Tür über, steht das Wasser auf dem Lehmboden, und die Mädchen verbringen die Nacht im Stehen. Hinaus können sie nachts nicht, denn draußen droht ihnen Schlimmeres.

Heute ist Millie deutsche Staatsbürgerin. Sie arbeitet in einer Klinik, besitzt ein eigenes Haus und unterstützt ihre große Familie in Kenia. Zwischen diesen beiden Leben liegt ein langer Weg, und leicht gemacht hat ihn ihr kaum jemand.

Mit 22 Jahren kommt Millie nach Deutschland. Wie viele in ihrer Heimat hält sie es für ein Land, in dem man mit Fleiß sein Glück machen kann. Sie lernt ein anderes Deutschland kennen. Die Ausländerbehörde will ihren Aufenthalt nur verlängern, wenn der Mann, bei dem sie wohnt, sie heiratet. Später stellt ein Anwalt sie vor die Wahl: zurück zu ihrem gewalttätigen Ehemann, bis sie eine unbefristete Aufenthaltserlaubnis hat, oder die Scheidung und damit die drohende Abschiebung. Eine Reinigungsfirma lässt sie ein ganzes Altenheim allein putzen, die Arbeit von vier Leuten, und bezahlt ihr nur vier von sechs Stunden. Der Sachbearbeiter beim Arbeitsamt nennt das „moderne Sklaverei“. Nach ihrer Ausbildung heißt es bei fast jeder Bewerbung, die Stelle sei gerade vergeben. Nachts ruft eine fremde Frau an und beschimpft sie rassistisch. Und dazu kommt eine lebensbedrohliche Diagnose, über die sie lange mit niemandem sprechen kann.

Millie erzählt das alles ohne Selbstmitleid. Sie schreibt direkt und anschaulich, oft mit einem trockenen Witz mitten im Elend. Wer ihr Kapitel über die „fliegenden Toiletten“ in der Kartonstadt gelesen hat, weiß, was ich meine. Ich habe darauf geachtet, dass ihr Erzählstil auch im Deutschen erhalten bleibt.

Ich wünsche mir, dass dieses Buch viele Leser findet. Alle, die sich für andere Kulturen interessieren, und ganz besonders diejenigen, die beruflich mit Menschen aus anderen Ländern zu tun haben: in Ausländerbehörden, Jobcentern und Sozialämtern, in Beratungsstellen, Kliniken und Schulen. Ihnen sitzen täglich Menschen gegenüber, deren Vorgeschichte

in keinem Formular steht. Millies Buch erzählt eine solche Vorgeschichte. Es zeigt, aus welchen Verhältnissen Menschen fortgehen und warum viele von ihnen gehen müssen, wenn sie überleben wollen. Und es zeigt, wie sich eine Entscheidung am Behördenschalter anfühlt, wenn das ganze weitere Leben davon abhängt.

Hier haben wir als Gesellschaft noch viel zu tun. Rassismus, Ausbeutung und Gewalt gegen Frauen gibt es mitten unter uns, in deutschen Wohnungen, Betrieben und Amtsstuben. Millies Geschichte macht sichtbar, was das für einen einzelnen Menschen bedeutet. Dagegen anzugehen ist unsere Aufgabe, im Großen wie im Kleinen: bei der nächsten Bewerbung auf dem Schreibtisch, beim nächsten Antrag, beim nächsten dummen Spruch in der Kantine.

Millie hat die Kraft gefunden, ihre Geschichte aufzuschreiben. Viele Frauen, die Ähnliches erlebt haben, können das nicht. Ihnen fehlen die Sprache, die Sicherheit oder schlicht jemand, der zuhört. Für sie spricht dieses Buch mit. Und falls du selbst Gewalt erfahren hast: Hier erzählt eine Frau, die immer wieder aufgestanden ist und ihr Lachen dabei nicht verloren hat.

Das letzte Kapitel hat Millie „Ich bin noch nicht fertig“ genannt. Das glaube ich ihr aufs Wort und freue mich auf all das Gute, das aus ihrem Lebenswerk noch entstehen wird.

Renate Wettach

LöwenStern Verlag, im Herbst 2026

1__Meine frühen Jahre

Mein Name ist Millicent Akoth Oloo. Meine Geschichte beginnt lange vor meiner Geburt, denn sie ist auch die Geschichte meiner Eltern. Die beiden heirateten sehr jung, selbst für damalige Verhältnisse. Mit ihrer Hochzeit begann die Achterbahnfahrt meines Lebens. Mein Vater arbeitete in Entebbe, Owen Falls, in Uganda. Dort lebte er mit seiner geliebten Frau und ihren drei Kindern. Aus seinen Erzählungen weiß ich, wie sehr meine Eltern einander und ihre Kinder liebten.

Als die Geburt ihres vierten Kindes bevorstand – meine Geburt –, reiste Mama nach Hause. Ich sollte als Kenianerin zur Welt kommen, so wie der Rest der Familie. Und so wurde ich im April 1968 im Dorf Nyadhi im Siaya County geboren. Anschließend kehrten Mama und ich nach Owen Falls zurück. An meine ersten Lebensmonate kann ich mich natürlich nicht erinnern. Man hat mir aber erzählt, ich sei ein eigensinniges Kind gewesen. Meiner Mutter blieb leider nicht genug Zeit, um selbst herauszufinden, wie es sich damit verhielt.

Doch ich muss ein Stück zurückgehen: Im Dezember 1968 war die gesamte Familie Oloo, mich eingeschlossen, im Dorf zusammengekommen, um dort Weihnachten zu feiern – ebenso wie die Familien anderer Luo-Männer und -Frauen, die fern ihrer Heimat arbeiteten.

Damals war es üblich, so viele wertvolle Dinge aus dem eigenen Haushalt mitzubringen wie möglich: ganze Sofagarnituren, Musikanlagen, Radios, Kochherde, Küchenutensilien und sogar Teppiche. Als in der ersten Januarwoche die Arbeit wieder begann, packten die Familien ihren gesamten Hausrat wieder ein und machten sich auf den Heimweg, zurück in die Städte, in denen sie lebten. Für diesen Brauch gab es viele Gründe. Wer sich darüber wunderte und nachfragte, bekam jedoch unweigerlich dieselbe Gegenfrage zu hören: Watajua aje? – „Wie sollen sie es denn sonst erfahren?“

Doch an jenem Weihnachten sollte sich diese Tradition für unsere Familie für immer verändern.

Unser Unglück begann am 23. Dezember. Meine Mutter erkrankte lebensgefährlich und wurde ins Maseno Mission Hospital in Kisumu eingeliefert. Nach einem kurzen operativen Eingriff rief das Krankenhaus meinen Vater an: Sie könne schon bald entlassen werden. Doch unsere

Hoffnung auf ein großes, glückliches Familienfest erfüllte sich nicht. Zwei Tage später erreichte uns die erschütternde Nachricht, dass Mama gestorben war. Sie starb am ersten Weihnachtstag. An meinem allerersten Weihnachten. Ich war gerade einmal acht Monate alt.

Der Tod meiner Mutter war einer der schwersten Verluste, die unsere Familie erlitten hat. Wir könnten ihren frühen Tod als Gottes Willen betrachten. Doch dabei dürfen wir nicht außer Acht lassen, wie schlecht es damals um das kenianische Gesundheitswesen stand. Hätte die medizinische Versorgung auch nur annähernd dem heutigen Stand entsprochen, wäre meine Mutter noch am Leben – oder hätte zumindest etwas länger gelebt.

Damals fehlte es an Medikamenten, medizinischen Geräten und Personal, besonders auf dem Land. Meine Mutter und viele andere Menschen, die dringend medizinische Hilfe brauchten, hatten kaum eine Chance. Gerade bei der Gesundheitsversorgung können wir uns solche Versäumnisse nicht leisten. Viele von uns sind ständig nur eine schwere Krankheit vom Tod entfernt. Deshalb müssen wir unsere politisch Verantwortlichen in die Pflicht nehmen, damit unsere Krankenhäuser bestmöglich ausgestattet sind und die Menschen, die dort arbeiten, gute Bedingungen vorfinden.

Im Januar 1969 gab mein Vater alles andere auf, um für seine vier Kinder zu sorgen. Er kehrte nicht an seinen Arbeitsplatz als Lagerverwalter in Owen Falls zurück, sondern blieb in Nyadhi, um uns großzuziehen. Es war ein ständiger Kampf, über die Runden zu kommen. Noch vor Tagesanbruch stand er auf und bestellte seine kleine Shamba, sein Stück Ackerland. Danach arbeitete er auf den Feldern anderer Leute. Bezahlt wurde er mit Lebensmitteln: etwas Mehl, Getreide oder Knollen.

Abends kam er nach Hause, von rotem Staub und Schweiß bedeckt – ein Bild, das die ganze Mühsal seiner Arbeit zeigte. Er war hungrig und erschöpft. Doch fürsorglich, wie er war, fragte er immer zuerst, ob wir tagsüber etwas zu essen bekommen hatten. Wir beide kannten die Antwort. Deshalb sagte ich nichts, nickte nur unbestimmt und holte ihm Wasser zum Waschen. Irgendwann wurde seine Verzweiflung so groß, dass er regelmäßig die örtlichen Shebeens aufsuchte, Schankstuben, in denen er Busaa trank, ein starkes einheimisches Gebräu. Er versuchte, seinen Kummer mit Alkohol zu bewältigen. Das Trinken zehrte ihn aus: Er verlor stark an Gewicht, und seine Füße waren ständig geschwollen. Wenn er betrunken nach Hause kam, sah er zuerst nach uns und legte die Lebensmittel

ab, die er für uns hatte auftreiben können. Dann ging er geradewegs zu Mamas Grab. Dort klagte und weinte er und murmelte seiner geliebten verstorbenen Frau Worte der Liebe zu. Oft blieb er bis tief in die Nacht. Erst wenn er völlig erschöpft war und keine Kraft mehr zum Weinen hatte, schleppte er sich zurück ins Haus und legte sich schlafen.

Eines Abends kam er so betrunken nach Hause, dass er am Grab einschlief. Er bemerkte kaum, wie ich mich über ihn beugte und versuchte, ihn zu wecken. Nach einer Weile wurde ich wütend. Er war alles, was uns geblieben war, und er handelte zunehmend verantwortungslos. Das machte mir Angst. Ich schrie ihn an und fragte, ob er uns auch verlassen wolle, so wie Mama. Ich schrie weiter, bis er sich aufsetzte. Mir liefen die Tränen übers Gesicht. Er schien wieder klarer zu werden und versicherte mir, dass er uns niemals alleinlassen würde. In diesem Augenblick vertraute er sein Leben Gott an.

Am folgenden Sonntag ging er in die Dorfkirche, bekannte seine Sünden und wurde ein wiedergeborener Christ. Er widmete sich seinem Glauben mit großer Hingabe. Außerdem gehörte er zu den wenigen Menschen im Dorf, die lesen und schreiben konnten. So wurde er innerhalb eines Jahres Pastor der Gemeinde.

Böse Stiefmutter

Um diese Zeit drängte die Dorfgemeinschaft meinen Vater immer stärker, wieder zu heiraten. Obwohl er selbst Zweifel hatte, heiratete er schließlich eine Frau aus Uganda. Sie liebte mich innig, beinahe besessen, und sah in mir ihre eigene Tochter. Meinen Bruder George dagegen konnte sie nicht ausstehen. Ihre Abneigung ging so weit, dass sie einmal versuchte, ihn zu vergiften. Der Versuch scheiterte und zerstörte schließlich ihre Beziehung zu meinem Vater.

Die beiden fanden nicht mehr zueinander. Meine Stiefmutter plante, nach Uganda zurückzukehren. Da sie selbst keine Kinder bekommen konnte, war sie fest entschlossen, mich mitzunehmen. Mitten in einer dunklen Nacht packte sie hastig eine Tasche, band mich auf ihren Rücken und machte sich zu Fuß davon. Diese Reise gehört zu denen, die mir besonders im Gedächtnis geblieben sind. Rückblickend lag eine seltsame Vorahnung darüber. Es war 1971, und ich war drei Jahre alt.

Wir waren fast einen ganzen Tag in Richtung der ugandischen Grenze unterwegs, als mir die Umgebung vertraut vorkam. Wir näherten uns dem Wohnort meiner Tante, der Schwester meines Vaters. Offenbar hatte meine Stiefmutter den falschen Weg eingeschlagen. Doch es wurde bald dunkel, und ihr blieb kaum eine Wahl. Sie beschloss, bei meiner Tante Deborah in Sidindi um ein Nachtlager zu bitten, auch auf die Gefahr hin, dass ihre Flucht aufflog und ihr Plan scheiterte.

Tante Deborah war sehr überrascht, uns zu sehen. Instinktiv nahm sie mich in Schutz: Nachdem sie mich gewaschen und mir zu essen gegeben hatte, wollte sie mich meiner Stiefmutter nicht mehr überlassen. Was sie nicht wusste: Mein Vater war bereits unterwegs und suchte überall nach mir und seiner davongelaufenen Frau.

Meine Stiefmutter muss sich spät in der Nacht davongemacht haben, während wir schliefen. Am nächsten Morgen war sie verschwunden. Offenbar hatte sie ihren Traum aufgegeben, mich als ihr eigenes Kind großzuziehen. Mein Vater war inzwischen angekommen und konnte mich mit nach Hause nehmen.

Bitterste Armut

Kurz nach meiner Entführung stand mein Vater vor einer schweren Entscheidung. Uns fehlte es an allem. Widerstrebend stimmte er deshalb zu, meine beiden älteren Schwestern Clarice und Margaret zu verheiraten. Sein geringer Verdienst aus Gelegenheitsarbeiten sollte dadurch für weniger Menschen reichen. Zugleich hoffte er, meinen Schwestern trotz ihrer fehlenden Schulbildung eine Chance auf ein besseres Leben zu geben. Wir waren damals so arm, dass ich darum betete, nicht krank zu werden. Für eine Behandlung hätten wir keinerlei Geld gehabt.

George und ich suchten rund um unser Zuhause nach Wurzeln, die wir nicht kannten, in der Hoffnung, etwas fürs Abendessen zu finden. Eines Tages stießen wir auf eine, die essbar aussah. Doch sie war giftig. Tagelang litten wir unter entsetzlichen Bauchschmerzen.

Sexueller Missbrauch in Songhor

Unsere Lage verschlechterte sich weiter. Als ich vier Jahre alt war, sah mein Vater keinen anderen Ausweg, als mich zu meiner jüngsten Tante Leah zu schicken. Sie lebte mit ihrem Mann in Songhor. Wie hätte mein Vater ahnen sollen, was für ein Unmensch dieser Mann war? Er schlug und vergewaltigte meine Tante, bis sie sich nicht mehr bewegen konnte. War sie nicht zu Hause, nahm er mich unter dem Vorwand, mich zu baden, tief in die nahe gelegenen Zuckerrohrplantagen mit.

Dort missbrauchte er mich. Er benutzte jede Öffnung meines kleinen Körpers und ging dabei mit äußerster Gewalt vor. Als er fertig war, blutete ich und konnte nicht mehr gehen. Dann wusch er mich und legte mich ins Bett. Er drohte, mich umzubringen oder mir noch Schlimmeres anzutun, sollte ich etwas verraten. Er besaß sogar die Dreistigkeit, mir, einem schwachen vierjährigen Kind, schlechtes Benehmen vorzuwerfen: Ich hätte mit Zuckerrohrstangen herumgespielt und mir so die Verletzungen zugezogen, die für alle immer deutlicher sichtbar wurden.

Schließlich brachte Tante Leah den Mut auf, mich zu meinem Vater zurückzuschicken. Doch die Verletzungen waren längst geschehen. Erst viel später erfuhr ich, dass meine noch in der Entwicklung befindlichen Fortpflanzungsorgane so schwer geschädigt worden waren, dass ich niemals eigene Kinder bekommen würde. Als Erwachsene musste ich mich mehreren Operationen unterziehen, um die körperlichen Folgen zu behandeln. Von den seelischen Verletzungen erhole ich mich bis heute.

Ich habe den starken Verdacht, dass meine Schwester Clarice, die vor mir bei Tante Leah gelebt hatte, dasselbe durch unseren Onkel erleiden musste – und dass er auch ihr unter Drohungen verboten hatte, darüber zu sprechen.

Sexueller Missbrauch, besonders an Kindern, gehört zu den grausamsten Wirklichkeiten unserer Welt. Ich habe ihn erlebt, bevor ich überhaupt ausdrücken konnte, was mir geschah. Deshalb weiß ich aus eigener Erfahrung, wie schrecklich, schmerzhaft und traumatisch sexuelle Gewalt für ein Kind ist. Ich wünsche das niemandem. Wir müssen Kinder und andere Betroffene ermutigen, darüber zu sprechen.

Wenn Opfer zum Schweigen gebracht werden, verschlimmert sich ihr Leid. Oft können sie das Geschehen nicht einordnen und sind wie gelähmt vor der Angst, die ihre Täter ihnen einjagen. Härtere Strafen, die öffentliche Benennung und Ächtung der Täter sowie ein öffentliches

Täterregister gehören für mich zu den grundlegenden Maßnahmen, mit denen wir als Gesellschaft die Opfer sexueller Gewalt schützen sollten – vor allem Kinder.

Nyadhi Primary School

Während meine Schwestern schon viel zu früh eigene Familien gründeten, gelang es meinem Vater, genug Geld zusammenzubringen, um George und mich eine Zeitlang auf die Nyadhi Primary School zu schicken. Noch vor meiner Einschulung hatte er mir beigebracht, die Bibel auf Dholuo zu lesen und daraus vorzutragen. So war ich meinen Mitschülern von Anfang an weit voraus. Bei Prüfungen schnitt ich sogar besser ab als die Kinder der nächsthöheren Klasse und durfte deshalb eine Klasse überspringen. Für mein Alter war ich schulisch ungewöhnlich weit.

Unsere Tage begannen im Morgengrauen mit der Feldarbeit. Sobald die Sonne aufging, rannten wir nach Hause, schnappten uns die Eimer und liefen zu einem schmutzigen Tümpel in der Nähe. Dort wuschen wir uns Füße und Gesicht und holten Wasser. Dann ging es zurück nach Hause und gleich weiter zur Schule. Die meiste Zeit meiner Kindheit wusste ich gar nicht, was Frühstück war. Ein Mittagessen war erst recht ein Luxus. Ich konnte weiterhin nur dann zur Schule gehen, wenn mein Vater das Geld dafür hatte.

Clarice Akinyi und Margaret Aluoch

1979 war ich in der siebten Klasse. Damals zog ich zu meiner Schwester Clarice und ihrem Mann nach Songhor. Ihnen ging es finanziell deutlich besser als meinem Vater. Deshalb lag es nahe, bei ihnen zu wohnen und dort die Ogen Primary School zu besuchen. Ich erinnere mich noch genau an meinen Schulweg durch die Zuckerrohrplantagen und über die Hügel. Jeden Abend und an den Wochenenden arbeitete ich, um Geld für Bücher, Schuhe und andere notwendige Dinge zu verdienen.

Obwohl ich eine sehr gute Schülerin war, sahen viele Menschen damals in der Verheiratung ihrer Töchter eine Möglichkeit, die Familie finanziell zu entlasten. Die Dorfgemeinschaft drängte meinen Vater, mich irgendeinem älteren Mann zur Frau zu geben. Viele ältere Frauen brach-

ten ihm Heiratsangebote verschiedener Männer aus dem Dorf. Doch er wollte unbedingt, dass ich eine Ausbildung bekam und unserer Familie eines Tages Hoffnung geben konnte. „Mein starkes, schönes und kluges Mädchen", nannte er mich. Seine Worte bestärkten mich darin, etwas aus meinem Leben zu machen.

Noch im selben Jahr, 1979, schloss ich die Grundschule mit hervorragenden Ergebnissen in den Abschlussprüfungen ab.

Nun musste das Geld für die weiterführende Schule aufgebracht werden. Für meinen Vater wurde das immer schwieriger. Während wir versuchten, genug für meinen ohnehin nur unregelmäßigen Schulbesuch zusammenzubekommen, blieb mir die Arbeit auf dem Feld und im Haushalt.

Meine fleißige Schwester Margaret Aluoch hatte inzwischen eine Shebeen eröffnet. Sie verdiente gut mit dem Verkauf selbst gebrauter Getränke. Doch ihr alkoholkranker Mann schlug sie brutal zusammen und trank mit seinen nichtsnutzigen Freunden alles aus, was sie angesetzt hatte. Dadurch machte sie Verluste. Selbst wenn sie es wollte, konnte sie mir beim Schulgeld nicht helfen.

Schließlich sahen wir als Familie keinen anderen Ausweg mehr: Ich musste die weiterführende Schule vorzeitig verlassen und meinen Lebensunterhalt mit einer Vollzeitstelle verdienen.

Hausmädchen

Ich wusste nur zu gut, wie groß die Not meiner Familie war. Deshalb ging ich nach Nairobi. Dort nahm ich eine Stelle an und kümmerte mich um die Kinder einer älteren Frau, während sie arbeitete. Ihr Mann sah in mir eine leichte Beute. Immer wieder versuchte er, mich zu verführen, wenn seine Frau nicht zu Hause war. Als das nicht gelang, versuchte er, mich zu vergewaltigen. Auch das misslang. Daraufhin warf er mich aus dem Haus und setzte mich am Bahnhof von Nairobi aus, mitten im Geschäftszentrum einer Stadt, in der ich mich überhaupt nicht auskannte. Ein hilfsbereiter Mensch kaufte mir eine Zugfahrkarte und ließ mich bei seiner Familie in Manyatta in Kisumu wohnen, viel näher an meiner Heimat als Nairobi. Ohne diese Hilfe wäre ich, weiß Gott, nie nach Hause zurückgekommen.

Als ich heimkam, schwor mein Vater, mich nie wieder zu fremden Leuten zum Arbeiten zu schicken.

Pastor David Oloo

Mein Vater ist bis heute mein größtes Vorbild, auch über seinen Tod hinaus. Er hat mich vieles gelehrt, vor allem Mut. Schon als wir klein waren, nahm er George und mich mit zum Jagen und Fischen. Er zeigte uns, wie wir uns in der Landschaft zurechtfinden, Tierlaute und Bewegungen unterscheiden und die Tiere achten konnten. Selbst vor den wildesten sollten wir uns nicht fürchten. Auch die Leoparden und Pythons, denen wir begegneten, seien schließlich nur auf Nahrungssuche, sagte er.

Von ihm lernte ich zu vergeben und großzügig zu sein. Wenn er den ganzen Tag gejagt oder gefischt hatte, verteilte er Fleisch und Fisch unter unseren Nachbarn – obwohl sie uns wegen unserer Armut immer wieder herabwürdigten. Ich verstand nicht, warum er seine Beute nicht einfach verkaufte. Doch er sagte nur: Essen sei Essen; es gehe hinein und komme wieder heraus.

Weil er uns niemals aufgab, zeigte er mir auch, was es heißt, durchzuhalten. Er lehrte mich, zu träumen, zu handeln und unermüdlich für ein besseres Leben zu kämpfen. Ich bin die Tochter meines Vaters.

Tief in meinem Herzen wusste ich: Wenn ich mich mit einem Leben in Nyadhi abfand, war keineswegs sicher, dass ich meine Träume verwirklichen könnte. Ich spürte, dass ich für meine Familie, für meine Mutter und für die kommenden Generationen einen Auftrag hatte. Dafür musste ich einen Schritt ins Ungewisse wagen, selbst wenn mich das an einen völlig fremden Ort führte.

Damals ahnte ich noch nicht, wie prägend dieses Erlebnis sein würde – und dass es sich wie ein roter Faden durch mein Leben ziehen sollte.

2__Nairobi, die Stadt der Träume

Als ich diesmal nach Nairobi kam, fand ich mein erstes Zuhause in einem Viertel, das die Einheimischen „Orios“ nannten. Dort überlebten nur die Stärksten. Orios gehörte zu Korogocho, einer riesigen informellen Siedlung nahe Kariobangi. In diesem ausufernden Viertel kannte ich keinen Menschen. Trotzdem wagte ich den Schritt und zog in ein winziges Zimmer, das ich mit sieben anderen jungen Frauen teilte.

Wenn ich von einem kleinen Zimmer spreche, stellst du dir vielleicht vier gemauerte Wände mit Tür und Fenster vor. Ach, hättest du doch recht, und wären wir doch so gut dran gewesen! Vier „Wände“ gab es zwar, aber sie bestanden weder aus Stein noch aus Wellblech, sondern aus auseinandergefalteten Kartons. Das Dach auch.

Kartonstadt

Die Zimmer reihten sich an einem offenen Abwassergraben entlang. Manchmal lief er über. Dann drang das Abwasser durch die Kartonwände und überschwemmte unseren Lehmboden, der uns nachts zugleich als Matratze diente. In solchen Nächten standen wir herum und nickten im Stehen immer wieder ein. Auch Regennächte waren schlimm. Das flache Dach aus Karton konnte nur eine gewisse Menge Wasser aufsaugen. Danach regnete es überall durch, und wir wurden nass bis auf die Haut. Um uns zu wärmen, kauerten wir uns aneinander wie Küken ohne Glucke und warteten auf den Morgen.

Wer einen Freund hatte, war fein raus: Diese Frauen sorgten dafür, dass sie in solchen Nächten woanders schliefen, und in allen anderen Nächten auch. Das musste allerdings vor Einbruch der Dunkelheit geregelt sein, denn nachts vor die Tür zu gehen, war in Orios lebensgefährlich. Die Nacht gehörte gefährlichen Männern und Bestien. Sie raubten Männer aus und töteten sie, und Frauen vergewaltigten und töteten sie, einfach so, weil ihnen danach war.

Fliegende Toiletten

Du fragst dich sicher, wie wir acht Stadtmädchen in diesem Zimmer, das nun wirklich kein Hilton war, unsere Notdurft verrichteten. Ganz einfach: In einer Ecke stand eine Plastikschüssel oder ein Eimer für das kleine Geschäft. Morgens kippten wir das ganze Susu in den Graben vor der Tür. Das große Geschäft war Privatsache. Jedes Mädchen hatte einen eigenen Vorrat an schwarzen Plastiktüten. Musste eine von uns, erledigte sie es in einer Ecke in eine Tüte und warf sie hinaus in den Graben. Manche dieser „fliegenden Toiletten" verfehlten ihr Ziel und landeten am Wegrand. Wer morgens zur Arbeit ging, musste gut aufpassen, um nicht mit frischen Exkrementen an den Schuhen anzukommen.

Beleidigungen für einen Hungerlohn

So früh wie damals bin ich in meinem Erwachsenenleben wohl nie wieder aufgestanden. Bei Tagesanbruch machten wir uns auf den langen Fußmarsch in die Industrial Area. Wir hofften, in einer der Fabriken, die meist von Indern geführt wurden, als Tagelöhnerinnen ausgewählt zu werden. Wer am Tor genommen wurde, hatte Glück. Wer nicht, lief wieder heim, ging hungrig schlafen und versuchte es am nächsten Tag erneut. Bekamen wir Arbeit, hielten wir den Kopf gesenkt und schufteten wie Sklavinnen. Gemeine Beleidigungen, Herabsetzungen und Schimpfnamen ertrugen wir schweigend. Wir wussten ja: Unser Essen und das Dach über dem Kopf hingen ganz an den zwanzig Schilling, die uns diese Asiaten am Abend auszahlten.

Ein Job im Imbiss

Nach einer Weile fand ich eine sicherere Stelle in einer Imbissstube in Kariobangi. So lebte ich zwei Jahre lang, arbeitete dort und fand sogar Freundinnen. Eine von ihnen arbeitete für eine Britin in der Stadt und hörte, dass ein Amerikaner, der in Nairobi lebte, eine Haushälterin suchte. Sie vermittelte mich an ihn. Sie wusste, dass er viel besser zahlte als mein bisheriger Arbeitgeber und dass die Arbeit leicht sein würde, denn er war jung und hatte keine Kinder. So lernte ich David kennen.

Haushälterin

Die Zeit bei David gehört zu den wichtigsten Abschnitten meines Weges. Wir sind bis heute gute Freunde. An meinem ersten Tag holte er mich bei meiner Freundin in Westlands ab, und ich zog als Haushälterin in sein Haus in der Gegend um das State House. Das war 1988.

Er gab mir eines seiner Gästezimmer. Wir verbrachten viel Zeit miteinander, und irgendwann begannen wir eine Affäre. Wir waren beide jung und hatten damals keine anderen Verpflichtungen. Es musste so kommen.

David und ich kamen uns sehr nahe. Uns verband bald mehr als Arbeit und Affäre: eine tiefe, echte Freundschaft. Eine Zeit lang wohnte auch meine Schwester Clarice bei uns. Schließlich machten wir die lange Reise in mein Dorf Nyadhi. Dort lernte David meinen Vater kennen und sah die kleine strohgedeckte Hütte, in der wir aufgewachsen waren. Wir kamen spät in der Nacht an, und für David gab es keinen ordentlichen Schlafplatz. Er nahm es sportlich und schlief unter freiem Himmel, unter dem Nachthimmel von Nyadhi, als wäre es ein Campingausflug.

David verstand sich ausgezeichnet mit meinem Vater und bot sogar an, den größten Teil der Kosten für ein anständiges Haus zu übernehmen. Er hielt Wort und gab mir Geld, mit dem wir meinem Vater ein größeres, festes Haus bauen konnten.

Aus unserer Freundschaft war eine tiefe Liebe geworden. David wünschte sich Kinder und eine Familie. Doch wegen der Verletzungen, die mir als Kind zugefügt worden waren, konnte ich ihm keine Kinder schenken. Also sah er sich anderweitig um und brachte immer wieder andere Frauen mit nach Hause. Er kündigte seine feste Stelle und machte sich selbstständig.

Schließlich setzte er mich vor die Tür des Hauses, in dem wir fast fünf Jahre zusammengelebt hatten. An meine Stelle trat eine Frau aus der Volksgruppe der Taita. Sie wurde von ihm schwanger, und er ließ sich mit ihr nieder. Rückblickend war das wohl meine erste Lektion darin, mich ganz auf mich selbst zu verlassen.

Nach der Trennung blieb ich mit unseren gemeinsamen Freunden in Kontakt, auch mit Rosie. Sie hatte mich eingeladen, sie in den Vereinigten Staaten zu besuchen, und ohne es zu ahnen, hatte sie damit etwas in Gang gesetzt: Ich begann, mich um Papiere und Geld für eine Reise ins Ausland zu kümmern. Allmählich lernte ich: Ganz gleich, wem ich nahestand, ein Mädchen wie ich musste immer selbst auf sich aufpassen.



Autorenprofil Millicent Akoth Oloo

Millicent Akoth Oloo, geboren 1968 im Dorf Nyadhi im Westen Kenias, wuchs ohne Mutter bei ihrem armen Vater auf. 1979 schloss sie die Grundschule mit Bestnoten ab, für eine weiterführende Schule fehlte das Geld. In Nairobi arbeitete sie als Kindermädchen und in einer Imbissstube. 1994 kam sie nach Deutschland. Sie putzte und spülte, holte mit über dreißig eine Ausbildung im Hotel- und Gaststättengewerbe nach und schloss sie als Jahrgangsbeste ab. Seit Mitte der 2000er-Jahre arbeitet sie im Landstuhl Regional Medical Center, dem größten amerikanischen Krankenhaus außerhalb der USA, heute in der Klinik für Innere Medizin. Sie ist deutsche Staatsbürgerin, besitzt ein eigenes Haus und bezahlt bis heute Kindern ihrer Familie in Kenia die Schule.

Lange hatte Millie niemanden, dem sie ihre ganze Geschichte erzählen konnte. Also hat sie sie aufgeschrieben, ohne etwas zu beschönigen: den Missbrauch in der Kindheit, die Gewalt in der Ehe, den Rassismus im deutschen Alltag. Sie schreibt für Frauen und Mädchen, denen Ähnliches widerfahren ist und die sich so allein fühlen wie sie damals. Ihr eigener Weg zeigt ihnen, dass man sich auch nach dem schlimmsten Anfang ein gutes Leben erarbeiten kann. In schweren Momenten hörte Millie die Stimme ihres Vaters: „Du gibst nicht auf. Du bist klug. Du schaffst das." Mit ihrem Buch gibt sie diese Worte an ihre Leserinnen weiter.

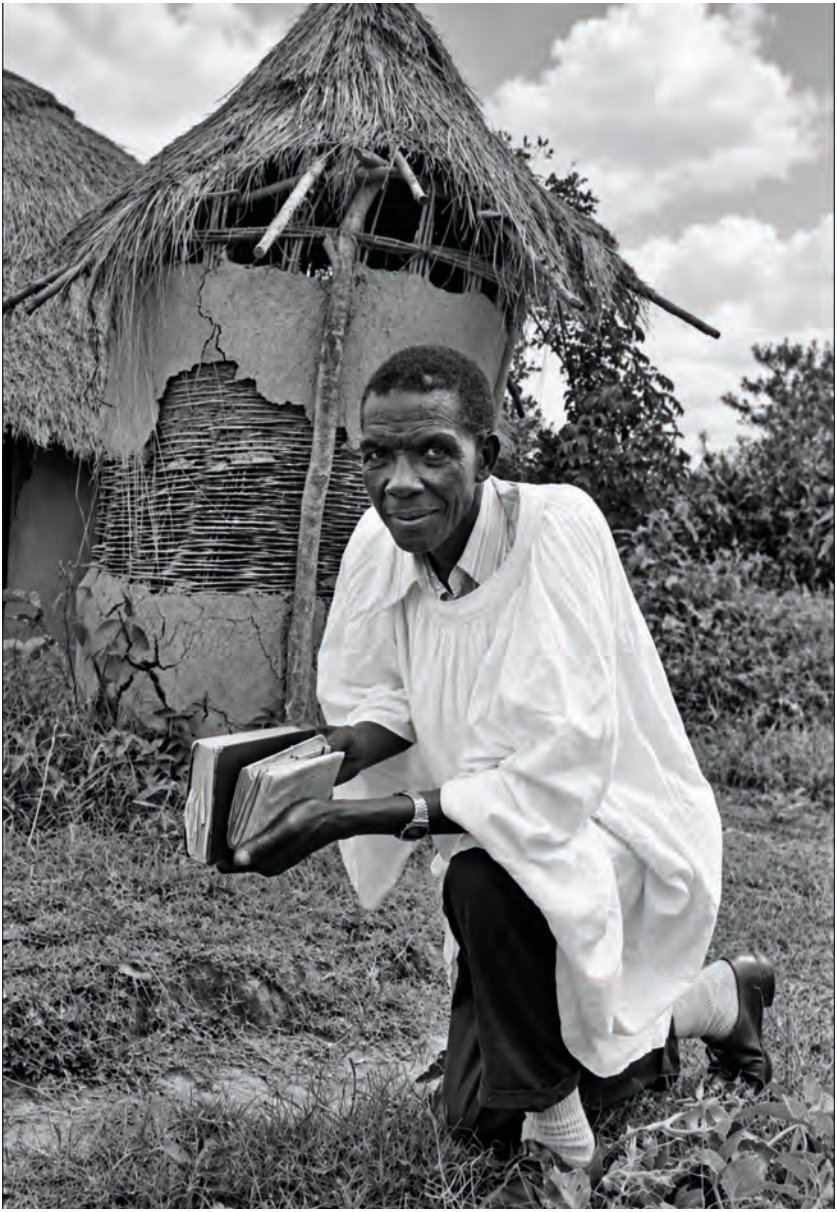


Abb. 2: Pastor David Oloo: Mein Vater in seiner vollständigen Amtstracht, mit seiner Bibel und dem Gesangbuch, vor unserem alten Getreidespeicher.